

Bereich der Möglichkeit. Die letzte Antwort auf diese Frage zu erteilen, sind mehr die Ingenieure und Produktionstechniker als die Finanzmänner berufen. Wir möchten deshalb diese Frage offen lassen. Die Zukunft wird lehren, wieweit die Reparationslast zu tragen ist und wieweit nicht. Aber ein Faktor darf letzten Endes nicht übersehen werden, weil er unser Volkseinkommen entscheidend beeinflusst. Das ist die Möglichkeit, für eine gesteigerte Produktion auch aufnahmefähige und aufnahmewillige Absatzmärkte im Ausland zu finden. Die wirtschaftliche Frage der Absatzerweiterung und -erweiterung ist mit der technischen Möglichkeit der Produktivitätssteigerung aufs engste verknüpft. Die Möglichkeit einer Erweiterung unserer Absatzsphären liegt aber zum größten Teil nicht in unserer Hand. Vielmehr bestimmen darüber fremde Interessenten, Konkurrenten und Gesetzgeber. Die internationale Handelspolitik der jüngsten Vergangenheit zeigt auf der ganzen Linie eine einheitliche Tendenz, den Drang zum Protektionismus und das Erstarken wirtschaftsimperialistischer Kräfte. Allüberall sind die Schutzzöllner am Werk und predigen Absperrung und Ausschließlichkeit und Begünstigung der heimischen Industrien mit verschiedenen Argumenten und unter verschiedenen Schlagworten: der Ruf nach einem Schutz der »Schlüsselindustrien« und nach dem Schutz vor den Gefahren des »Waldadumping« der anderen steht dabei allenthalben im Vordergrund. Kein deutscher Volkswirt kann sagen, wie sich diese protektionistischen Tendenzen in der Zukunft auswirken, wie sie unseren Außenhandel und damit unser Volkseinkommen beeinflussen werden. Damit muß auch die Frage offen bleiben, ob und wie die Reparationslast getragen werden kann. Wenn aber kein abschließendes Urteil über diese Frage erteilt werden kann, dann kann auch die Haltung der deutschen Sozialdemokratie gegenüber der Reparationsfrage nicht schon jetzt endgültig festgelegt werden. Vielmehr wird es darauf ankommen, daß man den wirtschaftlichen Gang der Dinge abwartet und sich alle Eventualitäten offenhält.

Ferdinand Lassalle und Heinrich Heine

Von Heinrich Cunow

Als Lassalle starb, vermachte er seine gelehrten und schriftstellerischen Arbeiten seinem Freunde Lothar Bucher, seine Brieffschaften seiner Freundin, der Gräfin Sophie v. Haßfeldt. Lange galten diese Brieffschaften als verschollen und verloren; doch ist es vor kurzem den eifrigen Bemühungen Dr. Gustav Meyers, des bekannten Engels-Biographen, gelungen, sie unter dem auf Schloß Sommerberg im Rheingau verwahrten Nachlaß der Gräfin Haßfeldt aufzuspüren und von deren Enkel, dem Fürsten Hermann Haßfeldt, die Erlaubnis zur Herausgabe zu erhalten. So gelangt nun doch endlich, 56 Jahre nach dem Tode des großen Agitators, sein literarischer Nachlaß zur Veröffentlichung — heute, wo nur noch sehr wenige jener Mitstreiter leben, die sich ihm einst in lodrender Begeisterung angeschlossen haben.¹

¹ Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften. Herausgegeben von Gustav Mayer. Erster Band: Briefe von und an Lassalle bis 1848. Verlag Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Julius Springer in Berlin. Preis gebettet 50 Mark, in Halbleinen gebunden 64 Mark.

Nach der Angabe des Herausgebers ist der Nachlaß so reichhaltig, daß er voraussichtlich fünf Bände umfassen wird. Vorläufig liegt nur der erste Band vor, der die aufgefundenen Briefe von und an Lassalle aus den Jahren 1840 bis 1848 enthält. Der tatsächliche Wert dieses literarischen Fundes für die Anfangsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie und im weiteren für die politische Geschichtsschreibung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird sich natürlich erst beurteilen lassen, wenn das Gesamtwerk abgeschlossen ist; immerhin läßt sich bereits sagen, daß die Veröffentlichung ein sehr reichhaltiges Material zur Beurteilung jenes Zeitabschnitts zu liefern verspricht. Lassalle hat in ausgedehntem brieflichem Verkehr mit Männern wie Alexander v. Humboldt, Marx, Engels, Rodbertus, Boeckh, Herwegh, v. Schweitzer, Mazzini, Hans v. Bülow usw. gestanden, und neben diesen Briefen befinden sich im Nachlaß, wie Dr. Maper berichtet, über hundert Schreiben an die Gräfin Haffeldt, Reiseberichte aus dem Orient und verschiedene Konzepte geplanter Abhandlungen.

Schon der erste Band bringt eine Reihe Briefe, die das 1891 von Paul Lindau herausgegebene Jugentagebuch Lassalles und die von Eduard Bernstein 1905 veröffentlichten intimen Briefe Lassalles an Eltern und Schwester in weitestem Umfang ergänzen. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in Lassalles Studienzeit und sehen, wie auch er, gleich Marx und Engels, über Hegel zum Sozialismus kommt. Schon auf dieser Stufe seiner Entwicklung zeigt sich Lassalle als ein frühreifer, willensstarker Charakter, der das, was er sich selbst als Ziel steckt, mit erstaunlicher Energie durchzuführen strebt. Freilich treten auch so manche üblen Charaktereigenschaften, die ihn später in fortgesetzte Zänkereien mit guten Freunden und Gesinnungsgenossen verwickelten, deutlich hervor; vor allem seine maßlose Eitelkeit, seine Selbstglorifizierung, seine Neigung zum Theatralischen und zur schönen Pose sowie seine Sucht, sich in sogenannte vornehme Kreise zu drängen. Georg Brandes, dessen 1876 erschienenen Charakterbild Lassalles noch immer nicht überholt ist, auch von Hermann Dnckens größerem Werk nicht, hat nur allzu recht, wenn er von dem jugendlichen Lassalle sagt:

»In dem Alter, wo alle Knaben naseweis sind und sich gern aufspielen, war Lassalle ein ungewöhnlich naseweiser und vorlauter Junge. Was er selbst in seinem späteren Leben so oft als seine ‚Freiheit‘ bezeichnete, verriet sich schon damals. Wir stehen hier bei dem Rassenmerkmal in seinem Gemüt, der Grundform seines Temperaments, bei der Eigenschaft in ihm, deren Keim am treffendsten durch das jüdische Wort ‚Chutzbe‘ bezeichnet wird, das zugleich Geistesgegenwart, Freiheit, Dummdreißigkeit, Unverschämtheit und Unerfrohenheit bezeichnet und das sich leicht als das Extrem begreifen läßt, in welches die Furchsamkeit und die erzwungene Nachgiebigkeit einer zwei Jahrtausende lang gequälten und unterdrückten Rasse naturgemäß bei einbrechender Kultur umschlägt.«

Unzweifelhaft sind Marx und Engels im gleichen Alter nicht nur sympathischere Charaktere, sondern auch ernstere, weniger an der Oberfläche des Hegelianismus hängenbleibende Denker. So sehr beide auch schon früh Hegel verehrten, suchten sie doch in die hinter Hegels Begriffsmethodologie stekenden Geschichts- und Gesellschaftsprobleme tiefer einzudringen und gelangten dadurch bald — Marx schon 1843 in seiner »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« — zu einer durchaus kritischen Betrachtung der Hegel-

schen Thesen. Lassalle bleibt hingegen, wie verschiedene Briefstellen beweisen, völlig im Formal-Methodologischen hängen, paradiert und kokettiert aber mit dem Neugelerten in einer Weise, die oft geradezu zum Spott herausfordert.

Doch ein zutreffendes Urteil wird auch über Lassalles philosophischen Werdegang erst möglich sein, wenn weitere Bände des Meyerschen Werkes vorliegen. Ich möchte mich deshalb auf die kurze Darstellung einer Episode aus Lassalles Leben beschränken, die für sein ganzes Wesen durchaus charakteristisch ist — auf seinen Zwist mit Heinrich Heine.

* * *

Als Handelschüler in Leipzig war, wie sein Tagebuch ausweist, Lassalle wohl ein Verehrer der Heineschen Lyrik, besonders des »Buches der Lieder«, nicht aber des politischen Kritikers Heine — allem Anschein nach deshalb, weil Heine den toten Börne, damals Abgott aller deutschen Republikaner, angegriffen hatte. Aber auch die Begeisterung für die Heinesche Liebeslyrik ging in die Brüche, nachdem Lassalle von Leipzig nach Breslau zurückgekehrt war und seinen Weg zur Hegelschen Philosophie gefunden hatte. Heine wird nun dem Pathetiker der »Idee« zum Prototyp jenes »leeren Ich«, das sich der »stiftlichen Substanz« gegenüberstellt, zum Dichter der Frivolität und des Frevels, zum Vertreter der »Poesie der Hurerei«.

Doch auch diese Beurteilung hält nicht lange an. Als Lassalle im Dezember 1844 in Paris von seinem Schwager Friedland bei Heinrich Heine eingeführt wird, fühlt er sich durch die Bekanntschaft mit dem Dichter sehr geehrt und wirbt stürmisch um dessen Freundschaft. Es gelingt ihm auch, sich mit Heine auf einen vertrauten Fuß zu stellen, doch ist es anscheinend weniger Heines Bewunderung für Lassalles Können und seine Energie, als die Annahme, daß ihm Lassalle nützen könne, die Heine dazu bestimmt, diesem sein Vertrauen zu schenken. Heine wollte nach Deutschland, erstens um seinen Jugendfreund, den Berliner Chirurgen Dieffenbach wegen seines Leidens konsultieren zu können, zweitens um seinen Vetter Karl Heine in Hamburg zur Fortzahlung der ihm von seinem Onkel Salomon Heine ausgesetzten lebenslänglichen Rente zu bewegen.

Lassalle nahm sich, nach Berlin zurückgekehrt, mit Eifer der Heineschen Sache an, er schrieb Briefe an Alexander v. Humboldt, an den ihm von Varnhagen von Ense empfohlenen Fürsten Pückler-Muskau und suchte auch durch die Komponisten Meyerbeer und Jacques Offenbach sowie den Bankier Joseph Mendelssohn auf Karl Heine einzuwirken, vermochte aber nicht durchzusetzen, daß Heinrich Heine die Erlaubnis zur Rückkehr nach Preußen erhielt.

Für diese Gefälligkeit verlangte jedoch Lassalle von Heinrich Heine gleiche Freundschaftsdienste, zu welchen der Dichter wenig geneigt war. Als Lassalle mit der Gräfin Haßfeldt in Verbindung getreten war und gegen deren Gatten einen Preßfeldzug zu eröffnen unternahm, sollte auch Heine helfen und seinen Einfluß auf einen Teil der Pariser Presse geltend machen. Der Dichter lehnte in einem Briefe vom 7. März 1846 dieses Ersuchen mit der Begründung ab, solcher Auftrag läge ihm nicht; es spräche für Lassalles Unerfahrenheit, derartige Forderungen, die in das Gebiet der Sueschen Romane gehörten, an ihn (Heine) zu stellen.

Lassalle äußerte sich zunächst über diese Abweisung nicht, wiederholte dann aber Anfang Oktober 1846, als der Kriminalprozeß wegen des Kassetendiebstahls drohte und Lassalle ein journalistisches Kesseltreiben gegen den Grafen Edmund v. Hafffeldt begann, seine Bitte.

Der sowohl für Lassalles Verhältnis zur Gräfin Hafffeldt wie für seine politische Taktik charakteristische Brief hat folgenden Wortlaut:

Lieber Heine!

Vielgeliebter Freund! Ich wollte dieser Tage zu Ihnen herüberkommen, um mit Ihnen eine höchst dringende Angelegenheit, in der Ihre Hilfe mir von der höchsten Wichtigkeit ist, zu besprechen. Allein Geschäftsverwicklungen nageln mich für den Augenblick an, ich kann nicht absehen, wann mir eine Reise nach Paris möglich ist. So muß ich denn brieflich Ihnen diese Angelegenheit entwickeln, obwohl das viele Mißhelligkeiten und Unvollkommenheiten mit sich bringt und ich dabei die Sehnsucht meines Herzens, Sie, mein lieber, lieber Freund, wieder einmal mit leblichen Augen zu schauen, das gedankenvolle Haupt mit dem feingeschnittenen, spöttisch zuckenden Mund vor mir zu sehen, nicht befriedigen kann. Es wird Ihnen gewiß durch Zeitungen und lügenhaftes Privatgespräch manches über den Kassetendiebstahl, dessen Motive usw. zu Ohren gekommen sein. Alles, was Sie darüber gehört haben mögen, so wahr es auch sei, ist falsch. Denn so wahr es auch ist, ist es doch jedenfalls halb und unvollständig. Und jede Halbheit und Unvollständigkeit ist Falschheit. Leider kann ich Ihnen brieflich schon der Länge wegen nicht alle Details des herzerpörenden Romans mitteilen, in welchem ich jetzt eine Rolle zu übernehmen für gut befunden habe. Also nur Umrisse. Die größte Bewunderung der seltensten geistigen Eigenschaften und des reinsten Idealismus hat mich mit dem dauerndsten tiefsten Interesse und der unverbrüchlichsten Treue für die Gräfin v. Hafffeldt erfüllt. Wenn dies Interesse noch durch irgend etwas gesteigert werden konnte, so war es durch die maßloseste Empörung über die unbeschreibliche Reihe der grausamsten Mißhandlungen, der ehrlosesten Infamie, mit welchen seit dem Jahre 1822 dieses unschuldige und bewundernswürdige Weib aus dem einzigen Grunde, weil sie reiner, besser und durchgeistigter war als die seelenlosen Fleiscklumpen, mit denen eine ungerechte ironische Geburt sie in Verwandtschaft gebracht, unangeseht überhäuft wurde. Sie haben mir oft die alte, seit Menschen-gedenken stets wiederkehrende Elegie geklagt, wie Sie um des Lebens Blüte gekommen sind, scheiternd an der einen großen gemeinschaftlichen Klippe, die uns allen droht, an der faulen Gesinnungslosigkeit, der Gemeinheit und Perfidie jener Filzkäuse, die annoch als die furchtbare Majorität in der Welt herumwimmeln. Andere haben auch gelitten wie Sie, und viele mehr als Sie. Wenn aber anders dem größeren Unglück und der größeren Reinheit die größere Ehrfurcht gebührt, so müssen wir alle mit abgezogenem Hute dastehen vor dem Unglück dieses Weibes. Nicht der Zufall ist so empörend, daß sie gerade einen Mann gefunden, der ... sie zweiundzwanzig Jahre auf eine gar nicht zu beschreibende Weise mißhandelt hat, sondern daß unter ihren zwei Brüdern, stark durch ihre gesellschaftliche Stellung, unter ihren Schwägern und Vekttern, unter allen diesen Fürsten, Herren und Grafen, die — die Beweise liegen mir vor — alle ganz so wie ich überzeugt sind von der Schlechtigkeit des Grafen und dem ungerechten Schicksal seiner Frau, sich nicht ein er fand, der ihre Rechte gewahrt und sich ihrer angenommen hätte auf kräftige Weise, nicht einer, der sie nicht seines eigenen Vorteils wegen, seiner eigenen Bequemlichkeit zulieb verraten und verkauft hätte. Nun, Sie haben ja auch erfahren, was eine Familie ist, und werden das begreifen. Ja noch mehr, diese Brüder haben sie bis jetzt geflissentlich in Unkenntnis über ihr gesetzliches Recht erhalten, um sie durch dieses wie durch jedes andere Mittel (Gewalt, Entziehung des Lebensunterhalts) zu verhindern, den Rechtsweg gegen ihren Vassen zu ergreifen.... Das letzte war nun das, daß er, da er mit ihr in Öftergemeinschaft

lebt, die sie nach seinem Tode in sehr glänzende Lage setzen würde, sein und ihr Vermögen auf eine systematische Weise verschenkt und ruiniert. Die letzte dieser Schenkungen war an eine ... Frau v. Meyendorf, die lange in Paris als russischer Spion gedient hat im Interesse ihres Mannes, der nicht zu verwechseln ist mit dem russischen Gesandten zu Berlin. Solchem Beginnen zu begegnen, wollte ich, nun eine Prodigalitätsklage gegen den Herrn Grafen anstellen (die jetzt in der Tat auch anhängig gemacht worden ist). Zu diesem Zwecke war der Besitz des noch dazu unter einer Simulation vorgenommenen Schenkungsakts an die Meyendorf wichtig, und zu diesem Zwecke wollten sich der Assessor Oppenheim und Dr. Mendelssohn seiner bemächtigen.

Bereits hat sich die deutsche Presse mit Unwillen über den Grafen ausgesprochen, so die »Nachener Zeitung« vom 6. September, die »Augsburger Allgemeine« vom 21. und der »Rheinische Beobachter« vom 28. und besonders vom 29. September, welche letzteren ich hier beilege. Teils aber ist das noch lange nicht genug, teils ist vor allem nötig, daß das »Journal des Débats« vorzüglich, wie die französische Presse überhaupt, und ebenso die »Times« darüber mehrere fulminante Artikel bringen. Der Zweck dieses Artikels ist 1. den Grafen total und schonungslos zu ruinieren, ihm zu zeigen, daß er verloren sein würde, wenn die Gräfin ausführlich ihre Leidensgeschichte drucke, 2. den Brüdern der Gräfin, die sie bisher preisgegeben haben, um nicht durch Unterstützung Skandal zu provozieren und sich hierin zu verwickeln, zu zeigen, daß sie durch längere Preisgebung ihrer Schwester sich in den Augen Europas der Infamie schuldig machen würden, und um sie somit zu bewegen, ihrer Schwester jetzt zur Abschließung eines vorteilhaften Arrangements kräftige Hilfe zu leisten. Deswegen müssen die Artikel so gehalten sein, daß sie den Grafen rückhalt- und schonungslos angreifen, ebenso sehr deutlich auf die ebenso große moralische Schuld und Verächtlichkeit hindeuten, die die Brüder aus gemeinem Egoismus und feiger Herzlosigkeit durch ihr ...² alles auf sich genommen haben. Zugleich aber müssen diese Angriffe auf die Brüder durchaus nicht so direkt sein, daß ihnen der Rücktritt unmöglich gemacht oder daß sie gar zu sehr (ein wenig schade nichts) erbittert werden. Zugleich aber muß doch wiederum der Tadel ihres Benehmens sehr deutlich fühlbar sein. Die Grenzen sind hier sehr schwer anzugeben. Ihr feiner Takt und große Geübtheit, Ihr divinatisches Urteil wird sie erraten. Der Standpunkt, von dem diese Geschichte aufgefaßt wird, muß ein allgemeiner (sein). Ihr gedankenvolles Auge wird in der Tat sehr leicht die soziale Bedeutung von dieser Affäre durchsehen. Man muß sprechen von der feudaltät allemande, von der brutalité allemande usw. Der Standpunkt, von dem das »Journal des Débats« die Sache zu erzählen hat, wird am besten der sein: Wir Deutschen hätten immer mit so ungeheurer Jopfsittlichkeit gesprochen, mit enormer Geringschätzung dabei auf die französische herabgeschaut und bei ihren berühmten Prozessen Lafarge usw. einstimmig die weiten Mäuler geöffnet und geschrien, das sei bei uns unmöglich. Nun muß das »Journal des Débats« die Geschichte erzählen und die Mißhandlungen skizzieren (wie ich dies ungefähr in einem Aufsatz getan, den ich zur Entgegnung eines infamen Artikels in den »Grenzboten« geschrieben und den ich Ihnen zur ungefähren Norm überschiebe) und muß dann so schließen: »Ereignisse, wie sie hier vorliegen, wären trotz der vielberühmten Sittlichkeit der Deutschen und Unsittlichkeit der Franzosen in Frankreich nicht möglich gewesen, denn wenn sich wohl auch in Frankreich ein Barbar solcher Sorte wie der Graf H. finden könnte, so hätte doch eine so mißhandelte Frau, wenn sie keinen Verwandten hätte und einsam und schutzlos in der Welt dastände, bei dem lebhaften Ehrgefühl der frivolten Franzosen, in jedem Fremden einen Schützer gefunden. Nur bei dem stumpfen Egoismus und der seelenlosen Laugigkeit der Deutschen, zumal bei der Zerfahrenheit und sittlichen Verkommenheit unseres privilegierten Adels, sei eine derartige zwanzigjährige, allen Gesezen

² Das hier stehende Wort ist unleserlich.

und jeder Menschlichkeit höhnsprechende Niederkretung einer Frau, die noch dazu einen Kreis von mächtigen nahen Verwandten und somit angeborene Beschützer hat, denkbar.«

Wie gesagt, zur Norm dessen, wie weit Sie in Ihren Angaben zu gehen haben, diene das in diesem Briefe Gesagte, Ihr Takt, der Aufsatz von mir, den ich hier beilege, und der Aufsatz im »Rheinischen Beobachter« vom 29. September. Außerdem lege ich Ihnen bei ein gedrucktes Exemplar der Prodigalitätsklage mit den Bescheinigungen, Zeugenaussagen usw. Obgleich darin nur das Allerwenigste gesagt ist, so werden Sie schon hieraus Dinge ersehen, die Sie mit staunendem Unwillen erfüllen werden und das affreuse Bild des Grafen in seinen Umrißen vor Ihre Seele treten lassen werden. Ich habe es drucken lassen, weil nöthigenfalls volle Öffentlichkeit eintreten soll, dann würde die Emission dieser gedruckten Prozeßakten den Anfang bilden und in kurzer Zeit die Memoiren der Gräfin von 1822 ab darauf folgen. Bisher aber ist mit diesen gedruckten Exemplaren die strengste Diskretion noch beobachtet worden, und ich nehme Ihnen ebenso das feste Versprechen ab, keinem außer meinem Doktor³ und Grün dieses Exemplar zu zeigen oder auch nur davon zu reden, daß ein solcher Druck vorhanden sei. Faktische Details daraus, insoweit sie nicht schon in dem Aufsatz des »Rheinischen Beobachters« vom 29. September und meinem beigelegten Aufsatz enthalten sind, sollen Sie auch nicht daraus in den Zeitungen mittheilen, weil sonst Haffeldt zu bestimmt wissen würde, daß die Artikel von uns ausgegangen. Solche Aufsätze müssen nun alle Pariser Blätter, vor allem aber das »Journal des Débats« enthalten, welches den meisten Eindruck auf die Familie machen würde. Ebenso muß umgehend ein solcher Artikel in der »Times« erscheinen, weil Haffeldt, wie ich höre, nach England reisen, ich ihm seinen dortigen Aufenthalt aber gleich verfallen will. Ebenso müssen Sie ähnliche Aufsätze an alle deutschen Blätter, mit denen Sie in Verbindung stehen, vorzüglich an die »Augsburger Allgemeine« (schicken) und diese darin bewegen, Aufsätze im entgegengesetzten Sinne die Aufnahme zu verweigern. Kurz, Sie müßten alles, Ihren ganzen Einfluß für mich in die schnellste und eiligste Anwendung bringen. Sie müssen sogar alles das für mich tun, was Sie für sich selbst nicht tun würden. Mein ganzer innerer Mensch steht bei dieser Angelegenheit auf dem Spiel, und ihre glückliche Zuendeführung oder wenigstens der öffentliche Triumph dieser armen Frau gilt mir mehr als alles, was mein Leben persönlich berührt. Ich würde Sie nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sehen, wenn Sie nicht sofort in der angegebenen Weise und auf das allerschnellste Himmel und Erde in Bewegung setzen würden.

Ebenso lassen Sie Grün rufen. Legen Sie ihm diesen Brief nebst seinen Beilagen vor, und wenn persönliche Freundschaft und eine gute Sache Hebel sind, die seine Feder schärfen und ihn in Tätigkeit setzen können, so soll er augenblicklich seinerseits alle deutschen und französischen Blätter, mit denen er in Verbindung, mit Aufsätzen anfüllen, ebenso seine Berliner Freunde wie C. Meyer darum ersuchen usw. Bereits zwei Tage spätestens nach Empfang dieses muß das »Journal des Débats« einen fulminanten Aufsatz enthalten. Donnern und spotten Sie um die Wette, alle Zeitungen, die solche Aufsätze enthalten, haben Sie die Güte, mir sofort nach Köln zu senden poste restante an Herrn D. Lassalle adressiert. Auch wenn Sie krank sein sollten, lassen Sie sich nicht abhalten, meine stürmische und flehentliche Bitte sofort in der nachhaltigsten Weise zu erfüllen. Bedenken Sie, wie für mich hierbei ganz andere Dinge als Leibliches Wohlssein auf dem Spiele stehen. Wenn Sie je nur mäßig mein Freund gewesen, so werden Sie mir es jetzt beweisen, ebenso Grün. Ich wiederhole Ihnen, soll das Manöver nützen, so muß es mit der größten Eile ausgeführt werden. Sie können auch den Artikel des »Rheinischen Beobachters« vom 29. September als ersten Trompetenschuß in dem »Journal des Débats« abgedruckt erscheinen lassen. Den Doktor grüßen Sie mir, ich bin

³ Gemeint ist Arnold Mendelssohn.

heute zu beschäftigen, sonst würde ich ihm schreiben. Drücken Sie einen Kuß auf seine treuen Lippen, sagen Sie ihm, daß ich ebenso gern meine beiden Augen im Stich lassen möchte wie ihn, er soll sich die 20 Louisdor holen, die unter der Adresse Dr. Reißer poste restante für ihn in Paris liegen, ich habe sie den 29. September von hier abgeschickt, und gewiß sein, daß ich fortfahren werde, ihn zu unterstützen, obwohl spärlich, weil ich gerade selbst nicht viel habe. Er soll in Paris bleiben. Ich komme im Laufe von vierzehn Tagen hin. Ihr Freund.

Heinrich Heine antwortete zunächst nicht, ließ dann aber durch den in Paris anwesenden Arnold Mendelssohn Lassalle wissen, daß er keine Neigung habe, in die Hafffeldt-Affäre einzugreifen. Auf äußerste über diese »Charakterlosigkeit« Heines empört, schrieb ihm Lassalle im November 1846 nachstehenden maliziösen Brief:

Lieber Heine!

Als ich gestern Doktors Brief erhielt, in welchem er mir in einem Wust von undeutlichen beschönigenden und ziemlich sinnlosen Phrasen meldet, daß Sie den geringen Freundschaftsdienst, um den ich Sie ersucht, oder vielmehr den ich von Ihnen gefordert, nicht erfüllen können und wollen, wollen und können — da war ich allerdings eine Minute lang bekübt, so bekübt wie etwa ein Ungläubiger, der eben ein Wunder sich ereignen sieht, das seine fünf Sinne nicht weglegen und doch auch nicht erklären können. Aber ich versichere Sie, ich war auch nur eine Minute lang erstaunt.

Es ist unter allen Umständen ein nützlichcs Wort: Nihil admirari!⁴ Warum sollten Sie nicht eben auch sein wie so viele andere? Sie haben ganz recht.

Soll ich Sie erinnern an das, was ich für Sie tat, soll ich Ihnen den Brief schicken, in dem Sie mir schreiben: »Noch nie hat ein Mensch das für mich getan, was Sie«, soll ich mich so weit erniedrigen, Ihnen vorzuerzählen, was ich für Sie getan, getragen und geopfert habe? Sicher nicht! Nur so viel: Nie hätte ich für mich getan [was ich getan habe] für Sie, nie für mich bei Pückler, Varnhagen, Meyerbeer, Offenbach, Mendelssohn usw. antichambriert und gebekelt, mich verhaßt gemacht durch Bitten, die man ebenso ungern erfüllte wie abschlug, und meinen keimenden Kredit durch unverschämte Forderungen erschöpft.

Glauben Sie, daß ich das damals nicht alles wußte, wie ich durch Betreibung und so grenzenlos eifrige Betreibung Ihrer Angelegenheiten mir schadete, sogar bei Ihren Freunden schadete, die ich mit ... [die nachfolgenden zwei Worte sind unleserlich] auf ihnen lästige und fatale Schritte hinzwang, ein Verfahren, durch das, wie Sie wissen werden, man sich am meisten verhaßt macht. Man kann den Menschen mit der Perseveranz auf diese Weise wohl zu der vorliegenden Handlung hin-zwingen (und das tat ich) — aber der Baum ist einem dann für immer abgestorben und wird dem ungestümen Forderer nie mehr eine Frucht oder Blüte tragen. Alle diese Menschen hätten mit sehr gern dies und das gewährt, wenn ich mit meinen Forderungen für Sie nachgelassen und sie nicht mit so eiserner Konsequenz an diesen und jenen Stichwörtern festgehalten hätte. Ich habe mir alle diese Menschen verschlossen und abgeneigt gemacht — I h r e t w e g e n. Sie wissen, was es heißt, seinen Kredit erschöpfen. Das war sogar mit Ihren Freunden der Fall. Denken Sie, was Ihre Feinde, von denen Berlin wimmelt, erst dachten.

Ich fing damals an, in Berlin eine gesellschaftliche Karriere zu machen und eine Art Reputation zu bekommen, die ich zu mir sehr wichtigen Dingen anzuwenden gewußt hätte. Aber nun verbreitete sich durch Pücklers und Humboldts Plaudereien das Gerücht, ich wäre der erklärte Freund — Heines. Bei einem geschickten Rückzug und Preisgabe Ihrer, Ihnen gegenüber motiviert durch einen mindestens ebenso guten Brief, wie mir der Doktor schreibt, wäre viel zu verdienen gewesen. Ich tat es nicht und erlebte, daß sich manche Person von Bedeutung und

⁴ »Nichts bewundern«, der Anfang der Horazischen sechsten Epistel.

Wichtigkeit von mir zurückzog. Ich stand gut mit Eichhorn,⁵ er hatte mit mir, ich mit ihm Pläne. Da fragte er mich, ob es wahr sei, daß ich diese und diese Demarchen für Sie gemacht. Aber ich war unerfahren genug, die Treue gegen einen Freund im Konflikt höher zu halten als die Karriere. Ich sagte ja, sprach auch bei ihm für Sie, und die listigen grauen Auglein Seiner Erzellenz haben mir nie wieder zugelächelt. Doch — ich bin auch ein »junger unerfahrener Mensch«.

Erinnern Sie sich jener frohen Stunde an Ihrem Kamin, wo Sie mir sagten: »Ach, wenn Sie erst so viel Erfahrungen gemacht haben werden wie ich!« Es mag was Wahres daran sein, nimmer aber hätte ich mir träumen lassen, daß ich an Ihnen diese Erfahrungen machen sollte! Genug davon.

Glauben Sie nicht, daß ich sehr genau die Beweggründe, die Sie abhalten, kenne?

Mein Freund, mir können Sie nicht einreden und weismachen, was Sie dem Doktor einreden können. Dazu kenne ich Pariser Um- und Zustände zu genau.

Sie sind *faul*, Sie sind *vornehm*, Sie wollen sich wohl bemühen für mich, aber nicht unter Ihrem *Namen*. Sie treiben die Güte in der Tat so weit, mit Weill,⁶ der Ihnen doch so zuwider, darüber zu reden und Artikel in den »Coraire Satan«⁷ einzuschwärzen, aber der vornehme Heine würde nicht mit seinem Konstrater Jules Janin sprechen oder offiziell sich bei den Pariser Redaktionen bemühen. Und warum? Unter anderen könnte es ja die Gräfin Merlin erfahren, die eine Freundin der Meyendorfs, und diese und jene usw., und sehr viele persönliche Verbindungen könnten schief dazu sehen.

Es soll unmöglich sein? Und ist doch der Gräfin d'Agoult möglich gewesen. Was die kann, können Sie sicher auch, und Sie könnten doch den Artikel aus dem »Rheinischen Beobachter« übersetzen usw. Unmöglich, hören Sie, Heine, ohne Ihnen zu nahe zu treten, aber — wären Sie in Geldverlegenheit und wären dabei 5000 Franken zu gewinnen — hol' mich und Sie der Teufel — es würde Ihnen bald möglich sein.

Sie wissen, Heine, was die Philister in ganz Deutschland über Ihren Charakter schreiben. Sie wissen, was ich dazu dachte. Aber wahrlich, ich sage euch, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde usw.

Lieber Heine, glauben Sie nicht, daß ich leidenschaftlich schreibe. Heute bin ich äußerst ruhig und sehr abgekühlt. Und wenn ich leidenschaftlich wäre, wer hat denn immer früher so sehr »die seltene Einigung von Passion und Verstandesklarheit bewundert«? Nur die Erfahrung geht mir ab — Gott behüte mich vor den Folgen Ihrer Erfahrung, Freund.

Vielleicht darf man Ihrem kranken Zustand Ihre Antwort zugute halten. Vielleicht ja, aber schwer, man könnte wohl Ihrem Zustand eine Unklarheit des Kopfes zugute halten, das liegt aber nicht vor. Was vorliegt, ist sehr *klar*, abgequirkter Altkatzenegoismus und Erbärmlichkeit, ist Seichtigkeit des *Herzens*.

Aber dennoch will ich's Ihnen auf einen Tag lang zugute halten. Aber auch nicht länger. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie Artikel, ganz ebenso fulminant wie die von mir geschickten, im »Journal des Débats«, »Times« und »Allgemeiner Augsburger« umgehend erscheinen lassen sollen. Ich beharre auf meinem Verlangen.

Tun Sie es nicht, so ist es mir auch recht.

Ich bin unaussprechlich gleichgültig geworden. Tun Sie es nicht, so kann sich die Meyendorfs und Merlin rühmen, wessen sich selbst Dionys nicht rühmen konnte, nämlich daß ihretwegen »der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht«. Denn geradeheraus gesagt, und das ist meine sehr ruhige Meinung: Sie haben mir

⁵ Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der bekannte reaktionäre Kultusminister Friedrich Wilhelms IV.

⁶ Abraham Weill, ein zweifelhafter, für deutsche Blätter korrespondierender Journalist.

⁷ Damals ein Pariser Skandalblatt.

Pflicht, Liebe und Treue gebrochen. Wenn Sie es bei diesem dreifachen Treubruch sein Bewenden haben lassen wollen, so werden Sie einen sicheren Proffit machen. Sie werden der Unbequemlichkeit meiner Forderungen für immer ausgewichen sein und nie mehr erleben, daß ich mich je wieder in freundlichem, noch feindlichem, noch gleichgültigem Sinne an Sie wende. Einen Ehrenplatz werden Sie immer bei mir einnehmen, ich würde Sie nämlich obenanstellen auf die Liste meiner »Erfahrungen«.

Wollen Sie also nicht, so schreiben Sie mir ein kurzes »Nein«, ich komme dann selbst nach Paris, um, was mir an Ihrem Souffien abgeht, durch persönliche Gegenwart zu ersetzen. Abrißens brauchen Sie sich dann in diesem Falle durchaus nicht vor meinem Besuch zu fürchten. Ich erspare anderen und mir gern meine Gegenwart, wenn sie doch nur beschämend und demütigend wirken kann.

Abrißens wiederhole ich, daß ich es durchaus begreiflich finden werde, wenn Sie Ihre Faulheit, Vornehmheit und einige Verbindungen mit der Merlin usw. in der einen Wagschale mir und dem unsicheren Nutzen von mir in der anderen vorziehen. Es hat ein jeder das unbestrittene Recht der Gesinnungslosigkeit, ein feures Beiwerk der Freiheit, das ich Ihnen nicht verkümmern will.

Mein Freund schreibt mir, daß Sie ungehalten wären über das große Briefporto, ja »wütend« darüber. Bitte tausendmal um Entschuldigung, ich hatte nicht gedacht, daß eine solche Ausgabe für einen Freund Sie derangieren könnte. Ich lege hier das Remboursement bei, diesen Brief erlaube ich mir noch unter der alten Adresse und unfrankiert zu schicken, und nun — Gott befohlen, ich grüße Sie.

Lassalle.

Damit war das Freundschaftsband zwischen Ferdinand Lassalle und Heinrich Heine zerrissen. Heine hat zwar später noch zu Lassalles Vater und Schwester freundschaftliche Beziehungen unterhalten, mit Lassalle selbst hat er jedoch jeden Verkehr abgebrochen. 1850 haben freilich nochmals beide Briefe ausgetauscht, aber nicht in freundschaftlicher Weise. Heine machte Lassalle dafür verantwortlich, daß er sich von dessen Schwager Ferdinand Friedland habe Aktien der Gasgesellschaft »Iris« aufschwätzen lassen. Lassalle lehnte jede Verantwortlichkeit für seinen Schwager ab — und mit Recht, denn er hat den »Industriegeist« seines Schwagers nie gebilligt und diesen später oft genug als Parasiten, Hyäne, Schurken und Canaille bezeichnet.

Die neue Ethik und die neue Kunst

Von Dr. John Schikowski

Wer es heute wagt, über Kunst und künstlerische Fragen zu sprechen und diese Fragen ernst zu nehmen, der begegnet häufig, auch aus den Kreisen unserer Genossen, dem Einwand: Derlei Dinge haben für unsere Zeit keine Bedeutung, die Gegenwart hat andere Aufgaben, die großen Probleme wirtschaftlicher, sozialer und politischer Art, die heute der Lösung harren, verlangen unsere ganze Konzentration, man darf Zeit und Kraft nicht an Spielereien vergeuden. Und die Gefahr, als femininer »Schöngeist« oder überweltlicher »Althet« belächelt und mißachtet zu werden, schwebt ständig als Damoklesschwert über dem Haupte dessen, der den Männern der politischen Praxis gegenüber seinen Standpunkt behauptet.

Solche Meinungen und Urteile sind verständlich aus dem Geiste der Zeit, in der die reife und führende Generation unserer Tage aufgewachsen ist, einer Zeit, der die Kunst mit Recht als müßige Spielerei galt, als Zeitver-